

Horst Schreiber

Zwangsarbeit im Schwazer Bergwerk

Sie kamen aus Polen und Frankreich, Italien und Serbien, vor allem aus der Sowjetunion, speziell der Ukraine und Russland. Ohne sie hätten die Einheimischen gehungert und gefroren. Sie fuhren die Ernte in die Scheuer, produzierten Kriegsgerät, bauten Luftschutzstollen, Straßen, Wohnungen und Kraftwerke. Sie schufen Grundlagen für den Wohlstand Tirols nach dem Krieg: die ausländischen Zwangsarbeiter – Männer, Frauen, nicht selten Minderjährige. Wer nicht spurte, aufbegehrte, zu wenig Leistung erbrachte, allzu häufig krank war oder in die Heimat zurückkehren wollte, kam in die Reichenau, ins Arbeitserziehungslager, das der Gestapo unterstand. Die Häftlinge waren billige Arbeitskräfte, sie wurden vermietet, an die Stadt Innsbruck, an Betriebe, öffentliche Unternehmen und Private. Das Lager Reichenau forderte seine Opfer. 114 Inhaftierte, vorwiegend ausländische Zwangsarbeitskräfte, kamen zu Tode, sahen ihre Heimat und Lieben nie mehr.

Allein in und um Innsbruck befanden sich bis zu 40 kleine Firmenlager. Wo immer wir in Tirol leben, haben wir es nicht weit zu einem Lager der NS-Zeit, das von der Barbarei in unmittelbarer Nähe unserer Wohnbereiche kündigt. Nichts erinnert an sie und die Menschen, die nach Tirol verschleppt, ihrer Würde entkleidet, geknechtet, erniedrigt und um die Früchte ihrer Arbeit gebracht wurden. Lange Zeit war die Zahl der Gedenkzeichen hierzulande für die Opfer des Nationalsozialismus, für Widerstand und Befreiung überaus gering. In den letzten zwanzig Jahren hat sich das geändert, doch einige Gruppen fehlen immer noch in der Gedächtnislandschaft Tirols, so auch die Zwangsarbeitskräfte.

1944 bauten die Nationalsozialisten zwei Kilometer im Inneren des Bergwerks der Stadt Schwaz eine Fabrik. Vor alliierten Luftangriffen geschützt sollten in dieser Messerschmitt-Halle Teile des Düsenjägers Me 262 produziert werden. Die Diktatur hoffte auf Wunderwaffen, um den Krieg doch noch zu gewinnen.

Anfang November 1944 waren für die Untertageverlagerung der Flugzeugproduktion ins Bergwerk 535 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt. Auch einige Insassen von Konzentrationslagern und des Lagers Reichenau waren darunter. 50 Jahre nach dem Krieg bezeichnete Walter Waizer sie als „Schwule und Kriminelle“. In der Nazizeit war er der kaufmännische Direktor der Messerschmittwerke Kematen, die das Unternehmen im Schwazer Bergwerk betrieben.

Die Arbeitsbedingungen dort waren erschreckend. Mehrere hundert Menschen malochten rund um die Uhr in Tag- und Nachtschichten bis zu 16 Stunden. Nicht selten schliefen Zwangsarbeiter im Stollen und verließen ihn zwei, drei Tage lang nicht. Es galt, unter ungeheurem Zeitdruck schwerste körperliche Arbeit zu verrichten: die Halle auszuschießen, den Stollen mit dem Kruckenbohrer zu erweitern, Materialien und Maschinenteile durch den Stollen zu transportieren, die riesige Anlage im Inneren des Berges zu errichten, Rumpf-, Flach- und Gondelteile des Düsenjägers zu verschweißen und die zusammengebauten Zellen wieder ans Tageslicht zu befördern. Die Zwangsarbeiter trugen weder Schutzkleidung noch hatten sie, wie vorgeschrieben, Helme auf. Sie verfügten nicht einmal über angemessene Kleidung und ausreichend Schuhe, manche bewegten sich im Bergwerk barfuß fort. Ohrfeigen, Fußtritte und Schläge spornten zur Eile an. Wer nicht mithalten konnte und erschöpft zusammenbrach, wurde aufgeprügelt. Im Zugangsstollen war es eng, die Beleuchtung schlecht, das Tempo hoch. Einige kamen unter den Zug der Stollenbahn. Die Zugführer waren weniger angehalten, Vorsicht walten zu lassen, als schnellstmöglich zu fahren – und dies bei fehlenden Ausweichen. Die Gefahr von Unfällen war im Stollenbau ohnedies hoch, umso mehr stieg das Risiko bei bergbauunkundigen Hilfskräften, die rund um die Uhr ohne die üblichen Sicherheitsvorkehrungen unter Höllenlärm im Affentempo schufteten, physisch erschöpft und entkräftet durch kümmerliche Verpflegung und mangelhafte Ernährung.

Die Quellen zum Thema sind lückenhaft. Was schmerzlich fehlt, sind die Stimmen der Ausgebeuteten, die Perspektiven der Opfer, ihre Erfahrungsberichte aus erster Hand. Die Archive schweigen, die Erinnerungen der Einheimischen sind spärlich, ein Gedenken ist nie entstanden. Diese Leerstelle zu füllen, ist Aufgabe der Kunst. Sie kann die Geschichte befragen, den historischen Stoff ergänzen, am Prozess der Wahrheitsfindung mitwirken. Das Wagnis kann misslingen, die Fiktion das Faktische verdrängen. Doch auch der Historiker wählt die Tatsachen aus, ordnet sie und interpretiert die Handlungen. Wenn keine Zeugnisse überliefert sind, darf die Historikerin sie nicht erfinden. Doch es liegt in den Möglichkeiten von Literatur und Theater, den Überlebenden und Toten Gesicht, Stimme und Persönlichkeit zu geben, vielschichtig und uneindeutig.